

Die Provinz São Paulo in Süd-Brasilien

und das deutsche Kolonistenleben daselbst.

Von einem deutschen Ansiedler.

Die Provinz São Paulo wird vom südlichen Wendekreis durchschnitten, so daß sie also, geographisch betrachtet, zum Teil in der heißen, zum Teil in der gemäßigten Zone liegt. Das Klima ist aber durchaus kein tropisches, wenigstens ist dasselbe den Europäern außerordentlich zuträglich. Nach dem durchschnittlichen Thermometerstand entspricht das hiesige Klima dem Klima von Italien, Spanien und Griechenland. Ferner ist das Klima für die Gesundheit außerordentlich zuträglich. Fälle von gelbem Fieber kommen nur vereinzelt in Santos vor, und hier auch nur dann, wenn die Krankheit von Rio de Janeiro eingeschleppt wurde. Seit einer Reihe von Jahren ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß im Innern der Provinz jemand am gelben Fieber gestorben wäre. Die Provinz hat eine Größe von 290 876 Quadratkilometer, steht mithin dem deutschen Reiche an Größe nicht viel nach, dabei aber eine ungefähre Einwohnerzahl von nur 2 Mill. Es ist hier in Brasilien im allgemeinen, sowie in der Provinz São Paulo im besonderen noch Platz genug für Millionen von Einwanderern, und der außerordentlich gute und ertragsfähige Boden verspricht dem fleißigen Arbeiter einen guten Lohn. Bewohnt ist eigentlich bloß der östliche Teil der Provinz, der westliche Teil ist noch nicht einmal gründlich erforscht. In den bewohnten Gegenden treffen wir schon ziemlich große Städte, die ganz nach dem Muster ihrer europäischen Schwestern erbaut sind und denselben an Schönheit und bequemer Einrichtung nicht nachstehen. So z. B. São Paulo, die Provinzialhauptstadt, die Hafenstadt Santos und endlich die mehr im Innern gelegene Stadt Campinas, namentlich durch seinen guten Kaffee bekannt. Eisenbahnen erleichtern den Verkehr nach allen Seiten und zu den schon erbauten Strecken werden jedes Jahr neue hinzugefügt. Die Eisenbahnen sind meistens in den Händen von Privatgesellschaften, namentlich der Engländer. Nur eine kurze Bahnstrecke, die Pedro segundo Bahn gehört dem Staate. Die Eisenbahngesellschaften haben alle eine gute Einnahme und sind im stande eine Dividende von 8—13% zu verteilen.

Die Provinz São Paulo ist von einer Menge großer Flüsse durchzogen. Einige Küstenflüsse ausgenommen, die nach kurzem Lauf in den atlantischen Ozean münden, gehören sämtliche Flüsse zu dem Strom-

gebiete des Paraná. Der größte Fluß der Provinz ist der Tieté. Er fließt mitten durch die Provinz, ist bald nach seinem Ursprung schiffbar und empfängt von rechts und links eine Menge zum Teil auch schiffbare Flüsse.

Die Provinz São Paulo ist in ihrem östlichen Teil ziemlich gebirgig. In der Nähe des Meeres erhebt sich die Serra do Mar. In der Richtung des Meeres längs der Küste hinstreichend, läßt dieses Gebirge nur einen schmalen Küstenrand übrig. Gegen die Küste fällt das Gebirge steil ab, dagegen nach dem Innern verflacht sich dasselbe allmählich. Doch erheben sich im Innern manchmal größere Höhenzüge, welche das Land nie als eine vollkommene Ebene erscheinen lassen. Weiter nach Westen verliert sich diese Ebene in die bekannten Pampas. Wenn man daher von Santos mit der Eisenbahn nach dem Innern der Provinz fährt, hat man zunächst eine ganz gewaltige Steigung durchzumachen, bis man schon nach wenigen Stunden die Höhe des Gebirges erreicht hat.

Die Provinz São Paulo ist eine an Naturprodukten sehr reiche Provinz. Das Hauptprodukt ist der Kaffee, der eine reiche Einnahmequelle für das Land bildet. Der Kaffee wird, gerade wie in Deutschland der Wein, nur auf Bergen gepflanzt, und wie man in Deutschland von Weinbergen redet, so redet man hier von Kaffebergen. Da aber, wie oben schon erwähnt, die Provinz vollständig in der heißen Zone liegt, so kommt es in manchen Jahren vor, daß der Kaffee in den Niederungen erfriert und nur auf den Höhen diesem Schicksal entgeht. Außer Kaffee wird auch viel Baumwolle und Zucker gepflanzt. Die Hauptnahrungspflanzen sind die Bohnen und der Reis. Diese beiden Produkte bilden die tägliche Speise auf dem Tisch jedes Brasilianers. Wer sich einmal an den Genuß von Reis und Bohnen gewöhnt hat, der entbehrt sie nicht mehr gerne auch nur einen Tag. Schwarze Bohnen mit Speck gekocht haben übrigens dieselbe Nährkraft wie das beste Fleisch. Ferner werden Kartoffeln, Mandioca und die verschiedensten Küchengewächse gepflanzt. Zu den letzteren muß allerdings der Samen jedes Jahr von Europa bezogen werden. An Baumfrüchten gedeihen hier die Orangen in ihren wohl zehnfältigen Arten, ferner Bananen, jene bekannte fleischige Frucht, von der ein Blatt groß genug ist einen ganzen Tisch zu bedecken, dazu Ananas, eine der lieblichsten und wohl-schmeckendsten Fruchtarten, aus der sich auch ein guter Wein bereiten läßt (Mangos), endlich verschiedene Früchte, die an Gestalt, Größe, Farbe und Geschmack den europäischen Kirschen sehr ähnlich sind. Es ist nicht möglich die hunderterlei Früchte aufzuzählen, die hier gedeihen.

Ein Obstgarten ist nicht eine Woche im Jahr ohne diese oder jene reife Fruchtart. Auch Trauben werden seit neuester Zeit mit ziemlichem Erfolg gepflanzt; doch reifen dieselben hier zu rasch. Zwar werden die einzelnen Beeren sehr groß, aber nicht so süß wie in Europa. Man ist deshalb bei der Weinbereitung gezwungen einen Zuckerzusatz zu nehmen, um den Wein auch nur einigermaßen genießbar zu machen.

In der Provinz São Paulo wohnen 25 000 Deutsche. Die ersten Deutschen sind in größerer Zahl in den vierziger Jahren hier eingewandert. Die meisten kamen mit Schulden ins Land und hatten hier anfangs eine schwere Zeit durchzumachen. Gleich die ersten Schritte des Einwanderers in der neuen Welt sollten ihm eine Vorbedeutung dessen sein, was seiner wartete. Nachdem das Schiff nach 60—80 tägiger Fahrt endlich in Santos verlassen werden durfte, hat wohl mancher der Emigranten Gott gedankt, die Gefahren und Beschwerden der See glücklich überstanden zu haben. Doch das, was er seither erlitten und erduldet, war nur ein Kinderspiel gewesen gegenüber dem, was die nächsten Wochen bringen sollten. Oft 8 Tage lang mußten viele zu Fuß reisen, bis sie endlich die Kolonie erreichten, wohin sie bestimmt waren. Das Gepäck und die Kinder wurden zum Teil auf Esel gepackt, mußten zum Teil getragen werden. Nun bedenke man aber, welche Wege! Durch dick und dünn; oft durch Urwald, durch den mit der Axt nur ein schmaler Weg geöffnet worden war, oft wieder auf weiten schattenlosen Ebenen, in denen die glühenden Sonnenstrahlen schonungslos herniederbrannten. Oft hatte auch der wochenlange Regen die Wege dermaßen aufgeweicht, daß man bei jedem Schritt bis an die Knöchel einsank. Waren nun die Glieder einer Familie alle gesund, so ging es noch; das war aber bei den wenigsten der Fall. Die meisten hatten durch die lange Seereise sehr gelitten und waren dermaßen entkräftet, daß sie unmöglich eine solche Reise zu Fuß machen konnten. Für solche waren nun die bekannten Ochsenkarren bestimmt. Eine angenehme Fahrt mag das für schwache, kranke Personen auf solchen Wegen gerade nicht gewesen sein. Wenn nun endlich die Einwanderer nach einer wochenlangen Reise am ersehnten Ziele ankamen, so erwartete sie eine neue Überraschung. Gewöhnlich waren die Häuser noch nicht gebaut, die sie aufnehmen sollten. Und waren sie wirklich gebaut, was für Häuser waren es dann? Wer durch keinen Kontrakt gebunden war, der machte bei dem Anblick dieser elenden Hütten kehrt und suchte sich ein anderes Heim; manche kehrten auch thatsächlich wieder nach Deutschland zurück.

Den Fußboden einer solchen Kolonistenwohnung bildete der nackte Erdboden, die Zimmerdecke das Dach, vier nackte Wände, deren Farbe gleich der des Fußbodens war, umschlossen einen Raum, der Wohn- und Schlafzimmer und Küche zugleich war. Wer will es unter solchen Umständen den Deutschen verdenken, daß sie sich anfangs nach Deutschland zurücksehnten? Sie kamen in ein Land, von dem sie Sprache, Sitte und Gebräuche nicht kannten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren sie gezwungen unter der glühenden Sonnenhitze im Kaffee zu arbeiten. Bald bekamen viele infolge des Klimawechsels geschwollene Füße mit sehr schmerzhaften Giftblasen. Die Kost, die nur in Reis und Bohnen und gesalzenem Speck bestand, war ihnen ungewohnt und mußte im ersten Jahre unverhältnismäßig teuer bezahlt werden, so daß bei vielen die Schulden noch höher anwuchsen anstatt sich zu vermindern. Deutsche Schulen und Lehrer gab es damals noch nicht. Wollte einer seinem Kinde einigen Unterricht angedeihen lassen, mußte er es selbst unterrichten. Wohl wurden später die Fazendeiros durch Gesetze gezwungen, auf ihren Kolonien Schulen zu errichten, aber oft fehlte es Lehrern und Schülern an den nötigen Schultensilien und Schreibmaterialien, oft sogar an einem geeigneten Schullokal. Zwang, die Schule zu besuchen, war nicht vorhanden, und so hat es auch mancher Kolonist vorgezogen, seine Kinder im Kaffee arbeiten zu lassen anstatt in die Schule zu schicken.

Fast alle diese Deutschen, die unter viel Mühe und Beschwerden ihre Arbeit in Brasilien beginnen mußten, — wie ganz anders stehen sie heute da! Wir haben hier wieder einmal ein Beispiel, wie weit es deutsche Ausdauer und deutscher Fleiß bringen kann. Die meisten von ihnen, die mit Schulden ins Land kamen, befinden sich heute in ganz guten Vermögensverhältnissen, einige sind sogar reich zu nennen. Deutsche mit einem Vermögen von 60—100 000 Reichsmark sind hier nicht selten.¹

Wollen wir uns nun nach der Beschäftigung der Deutschen genauer umsehen, so müssen wir zunächst zwischen den in der Stadt und den auf dem Lande lebenden Deutschen unterscheiden. Beginnen wir mit den letzteren, so müssen wir hier drei weitere Gruppen unter-

1) Herr Pastor Dr. Borchard schreibt uns zu dieser Stelle: „Wenn es auch einzelnen Deutschen gut geht, so ist doch vor der Einwanderung nach S. Paulo zu warnen, so lange die Großgrundbesitzer, in deren Händen fast das ganze Land dieser Provinz sich befindet, den Einwanderern nicht genügend große Ansiedlungsplätze zu freiem Eigentum geben.“
 Anm. der Red.

scheiden, nämlich 1. Kolonisten, 2. Kleingrundbesitzer und 3. Fazendeiros oder Großgrundbesitzer.

Schon vorhin ist die Wohnung und Lebensweise der Kolonisten beschrieben worden. Ein Kolonist erhält für sich und seine Familie freie Wohnung und außerdem 40 a Land für den eigenen Gebrauch. Er kann nun eine beliebige Anzahl Kaffeebäume zur Pflege übernehmen. Er ist verpflichtet den Kaffee einigemal des Jahres vom Unkraut zu reinigen, wofür er je nach der Anzahl der von ihm bearbeiteten Kaffeebäume bezahlt wird. So erhält er für 1000 Kaffeebäume 45—50 Milreis = 90 Mark. Hat nun der Kolonist eine große Familie, so kann er vielleicht 10—12 000 Bäume bearbeiten. Das Pflücken des Kaffees wird extra bezahlt. Die letztere Einnahme richtet sich ganz nach der Kaffeeernte. Ist die Kaffeeernte sehr gut, so kann ein Kolonist, da ihm für 45—50 l etwa 90 Pf. bezahlt werden, hier noch eine ganz stattliche Einnahme erzielen. Schon im zweiten Jahre ist der Kolonist im stande, fast alles, was er für seine Küche braucht, selbst zu pflanzen. Auch Pferde, Kühe, Schweine und Hühner kann er in genügender Anzahl halten, so daß er nur geringe Auslagen hat. Da die Kaffeeernte in die Monate Juli bis September fällt und er im übrigen seinen Kaffee nach Belieben pflegen kann, bleibt ihm auch genug Zeit, sein eigenes Land zu bebauen. So ist oft ein Kolonist schon nach wenigen Jahren in der angenehmen Lage, sich eigenes Land zu erwerben und auf diese Weise ferner ein unabhängiges Leben zu führen.

So kommen wir auf die Kleingrundbesitzer oder die Eigentümer von sogenannten Citchios¹ zu sprechen. Unter diesen finden sich eine stattliche Anzahl von Deutschen. Oft Gehöft an Gehöft gehört Deutschen. Ihre Hauptbeschäftigung bildet wieder der Kaffeebau. Aber weder die Größe des Kaffeeberges noch ihre Mittel erlauben es, sich Kolonisten zu halten. Die Familie muß die ganze Arbeit allein verrichten. Es ist wirklich bewundernswert, mit welchem Fleiß solche Familien ihrer Arbeit nachzukommen suchen. Gewöhnlich haben sie es auch in einigen Jahren soweit gebracht, daß sie sich Arbeiter und bald auch Kolonisten halten können. Kommt ein gutes Kaffeejahr, so erzielen sie sehr gute Einnahmen. So hatten z. B. einige Familien solcher einfachen Kaffeebauern im Jahr 1886 die stattliche Einnahme von 10—12 000 Mark. Freilich tritt bei diesen Leuten

1) Soll wohl heißen „Sitios“ („sítio“ ist der portugiesische Ausdruck für einen kleinen Bauerhof).

Anm. der Red.

der Arbeit im Kaffeberg gegenüber jede andere Arbeit zurück. Sie begnügen sich mit einfachen Häusern, die oft nicht viel besser sind als die oben beschriebenen Kolonistenhäuser. Morgens wenn der Hahn kräht, gehen sie in den Kaffeberg und kehren vor Sonnenuntergang nicht zurück. Kinder vom zartesten Alter müssen schon tüchtig mithelfen. Wenige nur sind es, die daran denken, ihren Kindern auch nur den Elementarunterricht angedeihen zu lassen. „Meine Kinder sollen tüchtig Kaffee hacken, dazu brauchen sie weder lesen noch schreiben zu lernen“, ist ein oft gehörter Ausspruch solcher Leute. Es giebt nun allerdings auch viele, die ihre Kinder gerne tüchtig unterrichten lassen wollten, aber absolut nicht können. Sie brauchen einmal ihre Kinder zur Arbeit, und dann fehlt ihnen auch die Gelegenheit, denn auf Stunden im Umkreis giebt es keine Schulen. Sich eigens einen Lehrer zu halten, dazu fehlen ihnen doch die Mittel.

Es finden sich in der Provinz São Paulo einige Orte, man könnte sie deutsche Dörfer nennen, an welchen sich viele deutsche Citchos aneinander reihen. Diese haben sich nun zu einer Kirchen- und Schulgemeinde vereinigt. Mir sind zwei bekannt: Bairro do Piro und Friedburg. Bairro do Pires, kurz Pires genannt, liegt etwa zwei Stunden von der Eisenbahnstation Limeira entfernt. Zum wenigsten wohnen 70 Familien dort. Fast alle Bewohner von Pires arbeiteten früher als Kolonisten, bis sie sich genug Geld erspart hatten, um Land kaufen zu können. Alle Familien beschäftigen sich mit Kaffeebau. Die einzelnen Häuser ziehen sich längs der Straße nach Limeira hin und sind etwa $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde voneinander entfernt. Rings um das Haus befindet sich das Eigentum. Gewöhnlich ist hinter dem Haus das Pflanzland, auf dem vor allem Mais und Bohnen und an geeigneten Stellen auch Reis gepflanzt wird. Der weniger ergiebige Boden wird zur Weide für Pferde, Esel, Ochsen, Kühe und Schweine benutzt. Alle diese Tiere können Tag und Nacht frei umhergehen. Durch einen tiefen Wallgraben werden sie verhindert in das Pflanzland oder auf fremdes Eigentum zu gelangen. Die meisten Bauern haben eine stattliche Anzahl von diesen Haustieren. Gewöhnlich hat einer 8—10 Pferde oder Esel, 10—12 Kühe und ebensoviel Schweine. Durch diesen Viehreichtum ist der hiesige Bauer auch in den Stand gesetzt sich eine gute und kräftige Nahrung zu verschaffen. An Fleisch ist bei ihm das ganze Jahr kein Mangel; Butter und Käse bilden immer eine angenehme Zugabe zum Brot.

Ein Bauer in Pires hat vielleicht 4—5000, höchstens 8—10000 Kaffeebäume. Leider hat Pires kein gesundes Klima. Die Bleichsucht ist dort ungemein verbreitet und nur wenige Familien sind es, die sich

einer guten Gesundheit erfreuen. Selbst Tiere wollen in manchen Gegenden von Pires nicht recht gedeihen. Pferde und Kühe magern ab und nach einigen Jahren schon würden sie elend zu Grunde gehen, wenn sie nicht auf andere Weideplätze gebracht würden. Zum Glück ist das nicht in ganz Pires der Fall, sondern nur an einzelnen Stellen. Man schreibt dies allgemein dem Wasser und dem kalten feuchten Sandboden zu.

Wie schon erwähnt, bildet Pires eine Kirchen- und Schulgemeinde und besitzt als solche auch seinen eigenen Friedhof. Deutschen Friedhöfen begegnet man überhaupt in jeder Stadt hier. Die Brasilianer waren bis jetzt noch nicht so tolerant und freidenkend, um protestantischen Deutschen zu erlauben, ihre Toten auf brasilianischen Friedhöfen zu begraben.

Die Deutschen waren früher gezwungen ihre Toten im offenen Felde zu beerdigen. Seit aber die Einwanderung in diese Provinz derart zugenommen hat, dass in jeder Stadt eine stattliche Anzahl Deutsche sich befindet, findet man überall auch deutsche Friedhöfe. Die deutschen Friedhöfe sind immer rein und sauber gehalten und von genügender Größe, um einen Toten 30—40 Jahre ungestört liegen lassen zu können. Der Deutsche ist pietätvoller gegen seine Toten als der Brasilianer. Letzterer liebt es auch noch mit seinen Toten Handel zu treiben. Es kommt hier nicht selten vor, daß Kinder nach zwei und Erwachsene nach vier Jahren wieder ausgegraben werden, wenn nämlich nicht immer wieder Geld nachbezahlt wird, um dem Toten seinen Platz noch einige Jahre zu sichern. Der Verwesungsprozess hat natürlich nach solcher Zeit noch keinen Abschluss erreicht. Wer einen Spaziergang auf einen brasilianischen Friedhof macht, der kann in einem Graben neben dem selben ganze menschliche Gliedmaßen mit Haut und Haaren bedeckt, entdecken. Die Angehörigen hatten entweder die Mittel oder den Willen nicht gehabt die von der Kirchhofskommission geforderte Summe zu bezahlen.

In Pires haben die Deutschen ihr eigenes Gebäude, das für die Wohnung des Pfarrers oder Lehrers und für die Kirche oder Schule bestimmt ist. Unterricht ist aber ein Pflänzchen, welches zu Pires nicht recht gedeihen will. Rechnet man 50 evangelische Familien, die in Pires sind, so muß man wirklich erstaunen, wenn man die Tatsache erwägt, daß in den letzten zehn Jahren die Schülerzahl nie über 25 gestiegen ist, dagegen zuzeiten bloß acht Schüler die Schule besuchten. Als Entschuldigung mag wohl gelten, daß manche Kinder von Pires circa zwei Stunden nach der Schule haben. Aber im allge-

meinen wissen dort die Leute einen gediegenen Unterricht wenig zu schätzen. Kommt die Zeit des Kaffeepflückens, so werden die Kinder 2—3 Monate lang von der Schule weggehalten. Länger als zwei Jahre pflegen die Kinder die Schule nicht zu besuchen und in dieser Zeit auch nur sehr unregelmäßig.

Das andere deutsche Dorf „Friedburg“ ist mir weniger bekannt. Es liegt in der Nähe von Campinas. Auch dort findet sich eine geordnete Kirchen- und Schulgemeinde. Dieselbe befindet sich in besseren Verhältnissen als die in Pires. Schon seit Jahren bestehend, ist nicht bekannt, daß einmal Uneinigkeit ausgebrochen wäre, wie dies in Pires öfters der Fall ist.

Nicht wenige Deutsche sind es, welche sich zu Fazendeiros oder Großgrundbesitzern emporgeschwungen haben. Die meisten der Fazendeiros haben natürlich Kaffee, der mit Hilfe von Negern oder Kolonisten bearbeitet wird. Noch sind die Neger in unserer Provinz als Arbeiter unentbehrlich. Manche Fazendas haben 100—200 dieser schwarzen Sklaven. Doch wird jedes Jahr eine ziemliche Anzahl losgekauft; auch ist es seit vielen Jahren Sitte, bei festlichen Gelegenheiten einige Neger freizugeben. Durch das Gesetz wird jeder Neger mit seinem 65. Lebensjahr bedingungslos frei. Auf welche Weise die Neger hier zu Lande zum Teil noch behandelt werden, ganz abgesehen von Prügelstrafen, in den Stock legen u. s. w., davon nur ein Beispiel. Nicht weit von hier lebt eine Frau, ihr Mann hat den Grafentitel; diese pflegt ihre Neger jeden Morgen um 3 Uhr zu wecken und läßt sie bis nachts 12 Uhr streng arbeiten. Dabei überwacht sie es selbst, daß die Neger morgens nicht zu spät ihr Lager verlassen noch dasselbe abends zu bald aufsuchen. Dieses eine Beispiel genügt, um zu zeigen, wie schändlich die Neger zum Teil bis auf den letzten Blutstropfen ausgenutzt werden.

Die deutschen Fazendeiros haben mit wenig Ausnahmen keine Neger. Sie lassen ihre Arbeit meistens durch Kolonisten besorgen. Die meisten deutschen Fazendeiros haben sich entweder von armen Kolonisten oder Handwerkern durch Arbeit und Fleiß zu Großgrundbesitzern emporgeschwungen. Ein Fazendeiro besitzt oft 60—100 000 Kaffeebäume, und, wenn der Kaffee gut gedeiht, so erzielt er eine Einnahme von mehr als 30 000 Reichsmark. Aufser dem Kaffeebau wird namentlich Holzsägerei, Ziegel- und Backsteinbrennerei stark betrieben.

In den Städten finden wir auch eine ziemliche Anzahl von Deutschen. In São Paulo, Santos und Campinas sind dieselben Inhaber von großen Geschäfts-(Import- und Export-)Häusern. Der Kleinhandel liegt

in der ganzen Provinz zum größten Teil in den Händen der Brasilianer. Doch haben viele Deutsche Verkaufslokale. So ist hier jede Stadt von diesen sogenannten „Vendas“ und „Lojas“ förmlich überschwemmt. Und hier im Innern der Provinz sind die Deutschen gezwungen, sich neben ihren „Vendas“ noch andere Erwerbsquellen zu suchen. In jeder größeren Stadt findet man auch ein oder mehrere deutsche Hotels. Die meisten Deutschen sind im Handwerkerstande vertreten. Die Brasilianer sind schlechte Handwerksleute und machen nur geringe Konkurrenz. Höchstens sind es Italiener, welche auch als Handwerker, wie Tischler, Blechler (Flaschner) u. s. w. arbeiten. Uhrmacher, Schmiede, Stellmacher sind ausschließlich Deutsche. Deutsche Tischler, Schlächter, Bierbrauer, Schuhmacher, Schneider u. a. m. findet man fast in jeder Stadt.

Briefliche Mitteilungen aus Java.

Von

Dr. W. Krüger.¹

Kagok-Tegal, den 30. August 1886.

Wie Sie sich wohl entsinnen werden, war ich vor meiner Abreise nach hier und der Übernahme der Leitung der hiesigen Versuchsstation in meiner früheren Stellung als Assistent der agr.-chem. Versuchsstation Halle a. S. bei Ihnen, um mich etwas über hiesige Verhältnisse zu informieren, und kann ich Ihren Ausspruch seinerzeit: „Wir Deutschen sind immer noch zu ängstlich“ im vollen Sinne des Wortes bestätigen. Es ist wirklich zu bedauern, daß über die fernen schönen Länder mit ihrer „tropischen Glut“ in unserm Volke noch so mythische Vorstellungen bestehen. Hat Neu-Guinea nur einigermaßen ähnliche Verhältnisse, wie Java, so kann ich jedem nur raten, sein Heil zu versuchen, wenn auch am Ende nicht als Arbeiter mit dem Spaten in der Hand, so doch als Unternehmer. Schade, daß Java nicht deutsch ist! Was mein Befinden hier anbetrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß es mir hier sehr gut geht, ja man sagt, daß ich bedeutend wohler aussehe und auch an Körperfülle zugenommen hätte. Ich bin vollkommen

1) Diese ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmten brieflichen Mitteilungen an mich rühren von einem ausgezeichnet tüchtigen Schüler des Herrn Geheimrat Professor Dr. Julius Kühn her. Derselbe ist 1886 für fünf Jahre nach der „Proefstation voor Suikerriet“ zu Kagok in West-Java berufen worden, um die dortigen ausgedehnten Zuckerrohrplantagen von einem lästigen Schmarotzerpilz, der sie befallen hat, befreien zu helfen.

A. Kirchhoff.